



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Nach einem Sturz, bei dem er sich den Hinterkopf schwer verletzt, erinnert Scott Bolzan sich nicht mehr an sein vergangenes Leben. Das, was ihm erzählt wird, kommt ihm unwirklich vor: dass die Menschen an seinem Krankenhausbett seine Frau und seine Kinder sind, er selbst Pilot und Eigentümer einer Fluggesellschaft ist und früher einmal professioneller Fußballspieler war.

Ganz langsam nähert er sich seiner eigenen Geschichte und seiner Familie wieder an und hat dabei so manche Hürde zu nehmen. Auch sich selbst lernt er neu kennen. Wer war er, und möchte er dieser Jemand wirklich sein? Braucht er tatsächlich all die Dinge, die er besitzt? Er entdeckt seine Umgebung mit ihrem Überfluss an Konsumgütern und Medien neu und regt mit dieser ungewöhnlichen Perspektive zum Nachdenken an.

Autoren

Scott Bolzan war professioneller Fußballspieler in der National Football League, Pilot und Gründer seiner eigenen Fluggesellschaft. Nach seinem Unfall konnte er diesen Professionen nicht mehr nachkommen und ist nun zusammen mit seiner Frau Joan als Vortragsredner tätig.

Joan Bolzan ist Krankenschwester und begleitet und unterstützt ihren Mann seit seinem Unfall bei seinen Vortragsreisen.

Caitlin Rother arbeitet seit 20 Jahren als Journalistin und wurde für den Pulitzer Preis nominiert. Sie ist Bestsellerautorin und lebt in San Diego, Kalifornien.

Scott Bolzan
Joan Bolzan
mit Caitlin Rother

Mein gelöschttes Leben

Wie ich mein Gedächtnis verlor
und mich selber fand

Aus dem Amerikanischen
von Christiane Burkhardt

GOLDMANN

Alle Ratschläge in diesem Buch wurden von den Autoren und vom Verlag sorgfältig erwogen und geprüft. Eine Garantie kann dennoch nicht übernommen werden. Eine Haftung der Autoren beziehungsweise des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Classic 95*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe November 2012

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2011 Scott Bolzan and Joan Bolzan

Alle Rechte vorbehalten.

Originaltitel: *My Life, Deleted. A Memoir*

Originalverlag: HarperCollins, New York

Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München

Umschlagfoto: ® plainpicture/Elektrons 08

Redaktion: Regine Schmitt

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

BK · Herstellung: IH

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-17338-9

www.goldmann-verlag.de

*Für meine geliebte Familie,
die bei jedem Schritt hinter mir stand.*

1

Angeblich soll der 17. Dezember 2008 wie ein ganz normaler Tag begonnen haben.

Um dem Verkehr ein Schnippchen zu schlagen und den Tag mit einem gewissen Vorsprung zu beginnen, kam ich wie immer morgens um 5 Uhr in mein Büro im neunten Stock des Hayden Ferry Lakeside Building. Mithilfe einiger Tassen Kaffee wollte ich in Ruhe meine E-Mails lesen und miterleben, wie die Morgensonne auf den Tempe Town Lake, den Camelback und die Superstition Mountains in der Ferne fällt. Nun, wo sich die Wirtschaft in einer Abwärtsspirale befand und die Manager begriffen, dass das Herumfliegen in Privatjets politisch unkorrekt war, wollte ich eine neue Perspektive für meine Charterfluggesellschaft *Legendary Jets* ausarbeiten.

Das war nicht das erste Mal, dass ich geschäftlich umdenken musste – sei es nun in Sachen Marketing oder in Bezug auf einen beruflichen Neuanfang –, und es würde auch nicht das letzte Mal sein. Nachdem ich mit Anfang 20 mehrere Jahre professionell Football gespielt hatte, war ich erst Finanzberater, dann Pilot, bis ich schließlich eine Charterfluggesellschaft gründete, die Manager, Stars und Organe für Transplantationen durchs ganze Land flog. Im Jahr 2005 fand im Mayo Clinic Hospital die

erste Herztransplantation statt, und mein junges Unternehmen transportierte das Herz nach Arizona.

Schon bald merkte ich jedoch, dass ich zu meinem ursprünglichen Plan, mit Stammkunden zu arbeiten, zurückkehren wollte, anstatt stets neue Kunden gewinnen zu müssen. Also verkaufte ich das Charterunternehmen im Februar 2008 und strukturierte um, wobei ich das Management der Jets beibehielt. Als die Wirtschaft dann im September einbrach, änderte ich mein Marketing dahingehend, dass ich die Flüge nach Zeit abrechnete, und zwar mithilfe sogenannter »Jet Cards«, die wie Kreditkarten funktionierten – im festen Vertrauen darauf, dass sich der Markt schon wieder erholen würde und das Geschäft mit den Jets überlebensfähig bliebe.

Die neue Strategie schien zu funktionieren, und die Zukunft sah deutlich rosiger aus. Ein Kunde wollte noch am selben Tag 100 Stunden kaufen. Wir hatten das meiste schon am Telefon besprochen, und ich überarbeitete gerade mein Angebot, um noch besser auf seine Bedürfnisse eingehen zu können. Nachdem ich ein paar Stunden durchgearbeitet hatte, wollte ich nach unten gehen, um mir einen anständigen Kaffee und einen frischen Blaubeermuffin zu holen.

Joan, meine Frau und Jugendliebe, arbeitete als Marketing- und Vertriebsspezialistin in unserem Unternehmen – wenn auch überwiegend von zu Hause aus, was sich positiv auf unsere 24-jährige Ehe auswirkte. Meine Assistentin Robyn hatte ich aufgrund der Rezession vor einigen Wochen entlassen müssen, sodass unsere Buchhalterin Anita die einzige Angestellte war.

Sie kam zwei Mal die Woche ins Büro und hatte sich für 9 Uhr angekündigt. Da ich an jenem Morgen jede Menge Papierkram und eine Tüte mit Zitronen aus dem eigenen Garten mitgenommen hatte, hatte ich meine Aktentasche im Wagen vergessen. Deshalb fuhr ich in die Tiefgarage, um sie zu holen. Ein ganz normaler Tag also.

Mit der Aktentasche ging ich ins Erdgeschoss und lief gerade an der neonblauen Glaswand vorbei, als ich beschloss, kurz die Herrentoilette aufzusuchen. Die meisten, die in dem zwölfstöckigen Gebäude arbeiteten, trafen nicht vor 9 Uhr ein, sodass der ganze Bau bis auf einen einsamen Wachmann an der Pforte leer war.

Ich drückte die Tür zur Herrentoilette auf und rutschte mehr oder weniger sofort auf etwas Fettigem aus, das die Bodenfliesen bedeckte. Ich spürte, wie meine schwarzen Lederschuhe wie in Zeitlupe unter mir wegrutschten. Während ich nach hinten fiel, erfasste mein Blick die beige Tapete, die Kirschholzvertäfelung und den großen glänzenden Spiegel. Ich sah, wie meine Füße über meinen Kopf flogen.

Ich bemühte mich, den Sturz so gut wie möglich abzufangen, aber viel konnte ich nicht tun. Ich kann mich nicht daran erinnern, wie ich auf die Fliesen knallte, aber das meiste bekamen mein Kopf und meine linke Schulter ab: Mein Schädel platzte auf wie eine reife Melone. Die etwa fünf Zentimeter lange Wunde ging bis zum Knochen. Da die Kopfhaut mit vielen Blutgefäßen versorgt wird, begann sie heftig zu bluten.

Ich weiß nicht, wie lange ich bewusstlos war oder wie oft ich

beim Versuch, mich aufzurappeln, wieder hinfiel. Es gab nichts, woran ich mich festhalten konnte, nur den Metallmülleimer. Wie ich letztlich wieder auf die Beine kam, weiß ich nicht, aber ich muss mich dabei gestoßen haben, da ich einen roten Kratzer über dem Nasenrücken davontrug.

Irgendwie schaffte ich es, mich von dem rutschigen Fliesenboden zu erheben und die Toilette gegen halb acht zu verlassen. Dabei traf ich eine Frau, die gerade die Damentoilette nebenan betreten wollte.

»Ich brauche Hilfe«, sagte ich benommen und zog mich gleich darauf wieder auf die Herrentoilette zurück.

Die schockierte Frau eilte um die Ecke in die Lobby, um den Wachmann zu holen. Als er wenige Minuten später auftauchte, versuchte ich gerade die Blutung mit einem Stapel Papierhandtücher zu stoppen, während sich mein Blut dort, wo ich gestürzt war, mit der öligen Substanz auf dem Boden vermischte.

»Was ist das?«, fragte ich. »Worauf bin ich ausgerutscht?«

Später konnte ich mich nicht mehr daran erinnern, ob oder was er darauf geantwortet hatte. Ich wusste nur noch, dass er mir mehr Papierhandtücher brachte, um die Blutung zu stoppen. Ich weiß auch noch, wie er mit jemandem vom Reinigungspersonal sprach, der nach ihm hereinkam.

»Sie sollten das lieber aufwischen!«, sagte er und schickte ihn los, um einen Wischmopp zu holen.

Ich taumelte in das nächste Toilettenabteil, ließ mich auf die Toilette fallen und presste die Papierhandtücher gegen meinen Kopf, bis die Sanitäter schließlich um zehn vor acht auf-

tauchten. Sie legten mich auf eine Trage, hoben mich auf eine Rollbahre, schlossen mich an eine Infusion an und stabilisierten mich, bevor wir mit Blaulicht davonfuhren. Sie bezeichneten mich als Traumapatienten der höchsten Dringlichkeitsstufe und rasten mit mir ins etwa 13 Kilometer entfernte Scottsdale Healthcare Hospital.

Was ich damals allerdings noch nicht wusste: Als ich mit dem Schädel auf den Boden knallte, war mir mein ganzes bisheriges Leben abhandengekommen – mein Wissen, meine Erfahrungen, meine gesamte Identität. Ich spürte regelrecht, wie die Informationen versickerten und mich in einem benebelten, desorientierten Zustand zurückließen. Von da an sollte nichts mehr so sein wie es vorher war.



Furchtbare Schmerzen rissen mich aus meinem benebelten Zustand, weil jemand die offene Wunde an meinem Hinterkopf betastete. Meine Schulter tat ebenfalls weh, wenn auch nicht so schlimm. Ich lag auf einer klapprigen, harten Rollbahre in einem geräumigen Zimmer, umgeben von lauter gleich gekleideten Menschen. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand. Ich wusste nur, dass mir schlecht war, und dass diese Leute versuchten, mir zu helfen. Ich war groß und kräftig und hatte daher Schwierigkeiten, eine bequeme Liegeposition zu finden, zumal meine Füße über die Liege hinausragten. Ich hatte bei der kleinsten Bewegung Schmerzen.

»Sie sind in der Notaufnahme«, sagte eine Frau. »Wissen Sie noch, was passiert ist?«

»Ich bin gestürzt«, sagte ich und zählte ein paar wenige Dinge auf, an die ich mich noch erinnern konnte.

»Wie heißen Sie?«

Ich kannte die Bedeutung einiger Worte, andere sagten mir jedoch gar nichts. Und das bisschen, was ich noch wusste, begann mir ebenfalls zu entgleiten. Sosehr ich mich auch anstregte – die Informationen versickerten. Ich wusste beispielsweise nicht mehr, was das Wort *Name* bedeutet, geschweige denn wie ich hieß.

»Das weiß ich nicht«, sagte ich. Später erfuhr ich, dass man mich »Peanut Butter 77« genannt hatte – Notaufnahmeslang für Max Mustermann.

»Wo tut es weh?«, fragte die Frau.

»Hier und hier«, erwiderte ich und zeigte erst auf meinen Hinterkopf und dann auf meine Schulter.

Die Frau drückte auf meine Arme, meinen Magen und meinen Brustkorb, wobei sie fragte: »Tut es hier weh? Oder hier?«

»Wie schlimm ist der Schmerz auf einer Skala von eins bis zehn, wobei eins für geringe Schmerzen und zehn für die schlimmsten Schmerzen Ihres Lebens steht?«

Dem Kontext konnte ich entnehmen, was *wehtun* und *Schmerz* bedeuteten. Die Zahlen kannte ich noch, aber die richtige Reihenfolge war mir bereits entglitten. »Zehn« sagte ich, weil es wirklich wehtat.

»Sie sind im Scottsdale Healthcare Hospital«, sagte sie. »Der

Arzt und ich werden uns gut um Sie kümmern. Wir versuchen herauszufinden, was Ihnen fehlt.«

Mir war schwindelig und übel, und ich verstand nicht viel von dem, was gesagt wurde. Es gelang mir immer nur, ein Wort und eine Bedeutung miteinander in Verbindung zu bringen. Davon ausgehend konnte ich dann andere Worte erschließen, was sehr kompliziert war, weil ich kaum etwas wiedererkannte. Ich hatte sogar Schwierigkeiten damit, mir Worte zu merken, die ich erst wenige Minuten zuvor gehört hatte.

Als mir ein Mann mit einer grellen Lampe ins Gesicht leuchtete, nahm ich an, dass er der »Arzt« war, den die Frau erwähnt hatte. Dementsprechend ging ich davon aus, dass die Frauen, die mich befragt hatten, »Krankenschwestern« waren.

Der Arzt rollte mich auf die Seite. Ich spürte ein heftiges Stechen im Hinterkopf und hörte ein seltsam gedämpftes Klicken, während etwas gegen meinen Schädel drückte. Später erfuhr ich, dass er mir ein Anästhetikum gespritzt und meine Wunde zugetackert hatte.



Ich erinnerte mich auch noch daran, dass ich meine Frau am selben Morgen beim Scottsdale Healthcare Chirurgiecenter abgesetzt hatte. Also gab ich einer der Schwestern Bescheid. Sie rief dort an und sprach mit jemandem, der Joan kannte. Joan war früher Krankenschwester gewesen, arbeitete aber schon seit zwei Jahren nicht mehr in diesem Beruf. Zum Glück hatte die Kollegin

noch ihre Privatnummer, und so erreichten wir Joan auf dem Weg zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung. Die Krankenschwester informierte sie, dass ich auf den Hinterkopf gefallen und deshalb ein wenig »verwirrt« sei. Dann gab sie mir das Telefon.

»Ihre Ehefrau ist dran«, sagte sie.

Was ist eine Ehefrau?

Ich war verwirrt. Ich wusste weder, was eine Ehefrau ist, noch was es bedeutet, eine zu haben. Trotzdem begriff ich, dass ich anscheinend mit ihr reden sollte und gehorchte.

»Hallo«, sagte ich abwartend.

»Hallo, Schatz, wie geht es dir?«, fragte sie.

»Ich – bin – im – Krankenhaus«, erwiderte ich mit einer langsamen Roboterstimme. Ich suchte nach Worten, vergaß während des Redens, was ich sagen wollte – vergaß, was sie mich überhaupt gefragt hatte. Mein Kopf pochte, und ich wünschte mir nur, dass der Schmerz endlich aufhörte. Dann konnte ich vielleicht wieder klar denken.

»Ich bin in 20 Minuten da«, sagte sie.

»Gut.«



Ich verlor immer wieder das Bewusstsein, während das Notaufnahmepersonal mit seinen blauen Hosen und kurzärmeligen Hemden Pflaster auf meinen Finger und meinen Brustkorb klebte, um damit Schläuche zu fixieren, die wiederum mit einem Apparat verbunden waren.

»Ich werde jetzt Ihren Blutdruck messen«, sagte eine der Krankenschwestern.

Ich konnte nur hoffen, dass sie wusste, was sie da tat.

»Wir werden Ihnen etwas gegen die Schmerzen geben«, sagte eine andere Schwester. Als eine durchsichtige Flüssigkeit durch den Schlauch tropfte, spürte ich, wie der Schmerz ein wenig nachließ, aber die Erleichterung hielt nur kurz an.

Als Nächstes rollte mich ein Mann über den Gang und sagte: »Wir werden Aufnahmen von Ihrem Kopf und Ihrem Hals machen.«

Er half mir von der Rollbahre auf einen Tisch, der mich in eine riesige halbkreisförmige Maschine mit einem Loch in der Mitte zog. Kaum befand ich mich darin, sollte ich ganz still liegen. Ich behielt die Augen offen, während sich der Tisch in die Röhre bewegte und es um mich klickte und brummte.

Anschließend brachten sie mich in einen anderen Raum. Nach weiteren Schmerzmitteln verspürte ich eine kurze Euphorie und eine extreme Gelassenheit. Doch dadurch fiel es mir noch schwerer, klar zu denken oder den Schwestern zuzuhören. Es war schon ein Kampf, die Augen überhaupt offen zu halten. Schließlich gab ich meinem Bedürfnis nach und fiel in einen tiefen Schlaf.



Während ich in meiner Ecke lag, dämmerte ich immer wieder weg. Ich sagte nichts, außer man stellte mir eine Frage. Ich hör-

te nur zu, versuchte aus dem Gesagten schlau zu werden und nicht das Falsche zu antworten. So unbequem die Rollbahre auch war, ich vermied es, mich zu bewegen – aus Angst, erneut zu stürzen. Außerdem fand ich es extrem beängstigend und verwirrend, dass alle zu begreifen schienen, was mit mir los war, nur ich nicht.

Warum weiß ich nichts? Warum kann ich mich an nichts erinnern? Was passiert jetzt?



Kurz nach neun hörte ich ein immer lauter werdendes Klackern, bis schließlich eine hübsche blonde Frau um die Ecke bog und auf mich zukam. Ich sah, dass sie anders angezogen war als die Krankenschwestern. Sie trug einen grauen Pulli, der mit winzigen, im Licht funkelnenden Perlen und Pailletten besetzt war, und dazu eine schwarze Hose, ein schwarzes Jackett und Schuhe, deren Absätze das Klackern verursacht hatten.

»Hallo, Schatz!«, sagte sie, woraus ich schloss, dass ich irgendwie zu ihr gehörte. Ihr Tonfall war anders – persönlicher – als der der Schwestern. Ihrem Stirnrunzeln und ihren zusammengepressten Lippen entnahm ich, dass sie angespannt war. Trotzdem beugte sie sich vor, umarmte mich, küsste mich auf den Mund und hüllte mich in eine seltsam tröstliche Wärme. Ich atmete ihren süßen Duft ein, wobei mir auffiel, dass sie besser roch als die anderen Frauen, die sich um mich kümmerten. Außerdem war sie aufmerksamer und liebevoller. Ich fragte mich,

wer diese Frau war, die sich solche Sorgen um mich zu machen schien.

Eine der Krankenschwestern beantwortete unfreiwillig ein paar meiner Fragen. »Sie müssen Marmelade sein«, witzelte sie in Anspielung auf die Peanutbutter-Namensgebung.

»Oh, ich bin Joan, seine Ehefrau«, erwiderte die Blondine und rang sich trotz ihrer Sorgen ein Lächeln ab.

Als ich hörte, wie sich Joan als meine »Ehefrau« vorstellte, merkte ich, dass wir auch aus ihrer Sicht viel füreinander zu bedeuten schienen. Hoffentlich konnte ich der Sache mit der Zeit noch mehr auf den Grund gehen.

Die beiden Frauen unterhielten sich und warfen mit medizinischen Fachbegriffen um sich, die ich nicht verstand. Immerhin merkte ich, dass sie dieselbe Sprache sprachen. Langsam begann ich ein paar schlichte Bezeichnungen und ihre Bedeutung zu begreifen.

»Er besteht darauf, dass Sie für das Krankenhaus arbeiten«, sagte die Krankenschwester zu Joan. »Er ließ sich nicht davon abbringen.«

Joan drehte sich verwirrt zu mir um und sagte: »Ich habe in den letzten zweieinhalb Jahren für dich gearbeitet.«

Sie wusste, dass ich eine Kopfverletzung hatte, deshalb machte sie sich nicht allzu große Sorgen. Ich dagegen war noch verwirrter als sie: Ich fühlte mich einsam und verloren und hatte nicht die geringste Ahnung, wovon diese Frau redete. Wenn sie tatsächlich zwei Jahre für mich gearbeitet hatte – warum konnte ich sie dann nicht?

Joan war ebenfalls ratlos. »Na ja, zumindest hat er mich nicht vergessen!«, rief sie.

Ich machte mir nicht die Mühe, sie zu korrigieren. Sie würde es ohnehin bald herausfinden.

Letztlich brauchte ich ganze sechs Wochen, bis ich den Mut hatte, ihr vom Krankenbett aus zu gestehen, dass ich keinerlei Erinnerungen mehr an sie besaß. Sie war die Frau, in die ich mich verliebt hatte, die ich geheiratet und mit der ich drei Kinder gezeugt hatte. Trotzdem hatte ich alles vergessen, was mit ihr und unserem Leben zusammenhing.

Doch es gab eine Frage, die mich noch mehr quälte: Wer zum Teufel war *ich* eigentlich?

2

Ich bekam mit, wie die Krankenschwester Joan jede Menge Fragen über meine Patientengeschichte stellte und versuchte herauszufinden, ob ich aufgrund von Schwindel gestürzt oder wirklich ausgerutscht war, so wie ich es den Sanitätern erzählt hatte. Ich hörte genau zu, um ein paar aufschlussreiche Dinge über mich zu erfahren. Dass ich dies tat, sollte weitreichende Folgen für meine Diagnose und die mir zur Verfügung stehenden Behandlungsmöglichkeiten haben.

Als die Schwester weg war, erzählte ich Joan Erinnerungsfetzen von vor dem Unfall, woraufhin ich sie prompt vergaß.

»Ich weiß noch, wie ich die Toilette betrat und die Füße hinter meinen Kopf flogen«, sagte ich. »Nachdem ich gestürzt war und mir den Kopf angeschlagen hatte, konnte ich einfach nicht mehr aufstehen. Ich bin immer wieder ausgerutscht.«

Sie hörte mir zu, doch ich hatte das dringende Bedürfnis, sie davon zu überzeugen, dass ich auch wirklich die Wahrheit sagte. »Schau!«, sagte ich und streckte ihr meine Handflächen entgegen. »Meine Hände sind ölverschmiert.«

Aber ich merkte, dass sie skeptisch blieb. »Schatz, da ist nichts!«, sagte sie und fuhr mit den Fingern über meine Handflächen. »Sie müssen dich gewaschen haben.«

Ich mag verwirrt sein, aber in diesem Punkt bin ich mir ganz sicher, dachte ich. Meine Gedanken fuhren Karussell, während ich versuchte, diese neue Information zu verarbeiten und zu behalten. Deshalb hielt ich es für extrem wichtig, Joan die wenigen Details über meinen Unfall mitzuteilen, bevor sie mir ebenfalls entglitten. Ich konnte mich noch vage daran erinnern, dass der Boden wegen irgendeiner öligen Substanz rutschig gewesen war. Als ich es geschafft hatte aufzustehen, hatte ich sie gesehen und an Händen und Armen gespürt. Ich wusste auch noch, dass ich meine Hände im Krankenwagen aneinandergerieben hatte, um zu ergründen, was das für eine schleimige Substanz war und wie ich sie wohl wieder abbekam. Joan musste mir unbedingt glauben, aber meine Gedanken hielten sich nicht unbedingt an eine logische Reihenfolge. Außerdem war es frustrierend festzustellen, dass meine Hände nicht mehr ölverschmiert waren. Wie sollte ich es ihr beweisen? Ich schlug die Decke zurück, um zu sehen, ob da Ölflecken auf meiner Hose und meinen Schuhen waren – nur um zu sehen, dass ich sie längst nicht mehr trug. Alles, was ich am Leib hatte, war einer dieser Kittel, die man hinten zusammenbindet. Wo war meine Kleidung?

Ich bemühte mich, meine Geschichte mit allen Mitteln zu beweisen. »Hol meine Hose!«, beharrte ich. »Dann zeig ich es dir.«

Joan griff unters Bett, wo sie eine Plastiktüte mit dem schwarzen Polohemd und der khakifarbenen Hose fand. Als sie die öligen, dunklen Flecken sah, konnte ich mich endlich ein wenig entspannen. Dann kam ich auf einen weiteren wichtigen Aspekt zu sprechen.

»Da waren zwei Männer, der Wachmann und einer vom Reinigungspersonal. Sie haben mir geholfen und mir Papierhandtücher gegeben, um die Blutung zu stoppen«, sagte ich.

Ich erzählte ihr, was ich dem Wachmann gesagt hatte und auch, wie dieser den anderen aufgefordert hatte, die Bescherung aufzuwischen. Nachdem ich das endlich klargestellt hatte, gab es für mich nicht mehr viel zu sagen. Meine Kopfschmerzen brachten mich um. Die Krankenschwester fragte immer wieder, wie schlimm die Schmerzen seien, und ich sagte immer wieder »Zehn«, weil mir das angemessen erschien. Aber sie ging logischerweise davon aus, dass es nach dem ganzen Morphium, das sie mir bereits verabreicht hatte, weniger wehtun musste. Als sie dann »Acht?« fragte, pflichtete ich ihr bei.

Um mich vor weiteren Problemen zu schützen, bemühte ich mich möglichst allem zuzustimmen, was sie und Joan sagten, damit mein Zustand sie nicht noch mehr beunruhigte. Außerdem hielt ich es für das Beste, Joan das Reden zu überlassen.

Joan hörte nicht auf, mir Fragen zu stellen, obwohl ich doch nur die Augen zumachen und schlafen wollte.

»Geht es dir gut?«, fragte sie immer wieder. »Ist dir noch schlecht?«

»Die Schmerzen«, brachte ich nur hervor. »Es tut so weh.«

Man hatte mir auch etwas gegen die Übelkeit gegeben, aber ich musste mich nach wie vor übergeben und mir war schwindelig. Dass ich die meisten ihrer Fragen nicht beantworten konnte, war auch nicht gerade hilfreich – im Gegenteil, meine Beunruhigung wuchs. Es war mir peinlich und ängstigte mich, weil ich

nicht begriff, *warum* ich keine Antworten wusste. Ich versuchte, mich so gut wie möglich zu konzentrieren, aufmerksam zuzuhören, zu lernen, neue Verbindungen zwischen Wörtern und ihrer jeweiligen Bedeutung herzustellen. Trotzdem dämmerte Joan, dass mein Zustand schlimmer war als befürchtet.

Während ich einnickte, verschwanden auch die Erinnerungen an meinen Sturz und an die ersten Gespräche mit Joan im chaotischen Tumult der Notaufnahme.



Als sich herausstellte, dass meine Blutwerte und die Ergebnisse der Computertomographie unauffällig waren, ging Dr. Douglas Smith davon aus, dass ich eine schwere Gehirnerschütterung hatte. Er wollte mich nach Hause entlassen – wo auch immer das sein sollte.

Joan war jedoch gar nicht begeistert. Sie spürte, dass da noch mehr nicht stimmte.

»Er hatte schon immer eine extrem hohe Schmerzschwelle«, sagte sie zu dem Arzt. »Es ist höchst ungewöhnlich, dass er über so starke Schmerzen klagt.«

Außerdem mache sie sich Sorgen über meine Gedächtnislücken, die nicht weniger zu werden schienen.

Ich war ebenfalls besorgt. Egal, was die Untersuchungsergebnisse besagten – ich fühlte mich alles andere als normal. Außerdem hatte ich keine Ahnung, was »nach Hause gehen« bedeutete – nur, dass ich diesen Ort verlassen musste, an dem man sich

um mich kümmerte und mir Medikamente gegen die Schmerzen gab. Die Schmerzen waren nach wie vor so stark, dass ich mich kaum rühren konnte, und ich hatte Angst, die Sache noch zu verschlimmern.

Dr. Smith schien sich keine großen Sorgen über meine Kopfschmerzen zu machen. Die seien bei einer Kopfverletzung wie der meinen ganz normal. Als ich gegen 10 Uhr entlassen werden sollte, bemerkte ich einen dunklen Fleck, der sich langsam im unteren Gesichtsfeld meines rechten Auges ausbreitete: eine Art schwarzes Tortenstück zwischen vier und acht Uhr. Als seien die Schmerzen und der Gedächtnisverlust nicht schon schlimm genug! Würde ich jetzt auch noch erblinden? Ich versuchte, meine aufsteigende Panik vor Joan zu verbergen.

»Was ist mit meinem Auge los?«, fragte ich. »Ein Teil meines Gesichtsfeldes ist dunkel. Ich kann nichts sehen.«

Joan sah noch verängstigter aus, als ich mich fühlte.

»Ich zeichne es dir auf«, sagte ich.

Sie griff nach einer Pappschachtel neben meinem Bett und gab mir einen Stift. Ich drehte die Schachtel um und zeichnete einen Kreis, so als wäre mein Gesichtsfeld ein Zifferblatt, auf dem ich die dunklen Stunden einzeichnete.

Joan rief sofort den Arzt. In meiner neuen kleinen Welt war Joan die Dolmetscherin. Sie musste sich um mich kümmern wie eine Mutter um ihr Baby – nur, dass ihr das noch gar nicht klar war. Ich achtete auf ihre Reaktionen, um herauszufinden, wie ich das Kauderwelsch der Ärzte und Schwestern interpretieren und wie ich mich fühlen sollte. Ich sog jede noch so kleine Informati-

on auf wie ein Schwamm und klammerte mich daran, als wäre sie eines der Bytes, die ich brauchte, um meine Festplatte neu mit Daten zu füllen. Diese Leute mussten mir helfen, denn ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was ich mit diesen Bytes anfangen und wie ich auf mich allein gestellt überleben sollte.

Als mir der Arzt in die Augen leuchtete, musterte ich Joans Gesicht. Sie wirkte besorgt. Auch der Arzt schien sich nun Sorgen zu machen, wodurch ich mich noch unwohler fühlte. Er wollte einen Spezialisten holen.

»Wir behalten ihn hier und lassen ihn vom Neuro-Ophthalmologen untersuchen«, sagte Dr. Smith zu Joan.

Ich sah sie fragend an, sodass sie erklärend hinzufügte: »Er wird deine Augen untersuchen und sagen, was dir fehlt.«

Ich musste eine Ewigkeit auf ein Einzelzimmer warten. Joan sagte den Schwestern Bescheid, wenn ich weitere Schmerzmittel brauchte, was stündlich der Fall war. Nachdem ich mich beschwert hatte, dass das Morphium nicht half, gaben sie mir außerdem noch Paracetamol.



Gegen Mittag war mein Zimmer fertig, und wir warteten auf einen Pfleger, der mich in den Lift und in Zimmer 636 schob. Erleichtert sah ich, dass mein neues Bett viel bequemer, sprich breiter und weicher war. Außerdem ließ sich das Kopfende hochstellen. Das war eine deutliche Verbesserung, weil die Kopfschmerzen im Liegen unerträglich waren.

An der Wand neben dem Fenster war ein großer Kasten mit beweglichen Bildern. Joan bediente ein Gerät, das die Bilder im Kasten wechselte. Wie ich bald erfuhr, hießen diese Dinge Fernbedienung und Flachbildfernseher. Nach und nach erfuhr ich etwas über meine früheren Programmvorlieben.

Als ich mich einigermaßen eingelebt hatte, kam Dr. Johnny Walker, ein flotter Arzt Mitte 40, herein und sagte, er werde meine Behandlungen koordinieren. »Ihr Mann scheint eine schwere Gehirnerschütterung zu haben, aber in den nächsten Tagen müssten die Erinnerungen zurückkehren«, sagte er zu Joan, während ich ihre Gesichter musterte.

»Der Neurologe und der Neuro-Ophthalmologe sind bereits unterwegs.«

Walker stellte mir dieselben Fragen, die ich schon einmal beantwortet hatte, und so langsam lernte ich die richtigen Antworten. Ich wollte nicht dumm wirken, also konzentrierte ich mich vor allem auf die Dinge, die man mich bestimmt wieder fragen würde.

»Wie heißen Sie?«, fragte Dr. Walker.

Das wusste ich inzwischen, also sagte ich es ihm.

»Wer ist Präsident?«

»Bush«, sagte ich.

»Fast. Barack Obama hat gerade die Wahlen gewonnen.«

Ich verstand nicht wirklich, was das bedeutete oder was ein Präsident ist, merkte mir aber die korrekte Antwort. Jetzt wusste ich wenigstens, was ich beim nächsten Mal sagen musste.

»Wie lautet Ihr Geburtsdatum?«

»23. Februar 1960«, sagte ich und glaubte dieselbe Antwort zu wiederholen, die man mir gesagt hatte.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Joan mit ihren Lippen die Worte formte: »Das ist *mein* Geburtstag.« Als ich das sah, begriff ich, dass ich mich täuschte und die richtige Antwort herausfinden musste. Allerdings bemerkte ich zu diesem Zeitpunkt nicht, dass ich beim Geburtsjahr ebenfalls danebengelegen hatte.

Dr. Walker ließ mich eine ganze Reihe von Tests machen. So sollte ich beispielsweise mit den Händen gegen die seinen drücken, seine Finger drücken und meine Füße gegen seine Hände stemmen.

»Konzentrieren Sie sich vorerst darauf, die Schmerzen loszuwerden!«, sagte er.

Bevor er seine Visite fortsetzte, sagte er noch, er habe mich googelt und gesehen, dass ich in der NFL gespielt habe. Die Begriffe Google und NFL verwirrten mich, doch ich ließ mir nichts anmerken.

»Sie sind ein taffer Kerl«, sagte der Arzt. »Das wird schon wieder.«

Ich verstand in etwa, was er da sagte und hätte ihm nur zu gerne geglaubt. Aber so richtig überzeugt war ich nicht.

Nachdem er weg war, fragte ich Joan nach den von ihm verwendeten Begriffen. »Was ist die NFL?«

»Die National Football League«, sagte sie. »Du warst Profifootballspieler.«

Das sagte mir immer noch nichts, genauso wenig wie Joans

Erklärung, dass Google eine Internet-Suchmaschine sei. Also speicherte ich die Info einfach für später.

Einige Antworten erhielt ich noch am selben Abend, als ich beim Zappen auf ein Spiel der NFL stieß.

»Oh, da läuft Football«, sagte Joan.

»Das habe ich gespielt? Vergiss es!«, sagte ich misstrauisch. Ich konnte nicht glauben, dass ich etwas getan hatte, das im Fernsehen lief.

»Habe ich im Fernsehen gespielt?«

»Ja«, sagte sie, was mich ebenfalls erstaunte.

Seltsamerweise waren mir manche Football-Begriffe und Regeln wie *Abseits* und *Penalty* noch geläufig. Ich wusste auch noch, was ein *Touchdown* ist. Aber ich konnte mich nicht daran erinnern, selbst gespielt zu haben, oder aus wie vielen Spielern eine Mannschaft besteht.



Der Neurologe Dr. Richard Goodell untersuchte meine Augen und konfrontierte uns mit einem Haufen medizinischer Fachausdrücke, die mir alle nichts sagten. Obwohl er keinerlei Netzhaut- oder Glaskörperblutung entdecken konnte, ging er von einem »posttraumatischen Sehfehler« aus. Weniger wahrscheinlich sei, dass der Sturz ein Trauma in meinem Hinterhauptlappen verursacht habe – in diesem Teil des Gehirns befindet sich das Sehzentrum. Nachdem er gegangen war, versuchte Joan mir seine Worte zu erläutern.

Jetzt, wo ich in einem Einzelzimmer lag, hängten mich die Schwestern an einen Morphiumtropf, wodurch die Schmerzen etwas erträglicher wurden. An der Wand hing auch ein Schmerzdiagramm – ein lachendes Gesicht stand für den Wert Null, beim Wert zehn war ein weinendes Gesicht zu sehen. Das half mir, die Zahlen zu behalten. Es war frustrierend, auf Schmerzmittel angewiesen zu sein, aber wenn sich die Schmerzen auf einen Wert zwischen fünf und sechs einpendelten, statt immer wieder auf acht oder neun hochzuschießen, würde sich mein Verstand vielleicht wieder etwas lichten.

Joan hatte mir zwischen Arztvisiten immer wieder Fragen gestellt. So langsam dämmerte ihr, wie wenig ich tatsächlich wusste, sodass sie Dr. Goodells Prognose infrage stellte.

»Er hat aber riesige Erinnerungslücken!«, sagte sie. »Er weiß nichts von unserem Unternehmen, er weiß nicht, wo wir wohnen und besitzt auch keinerlei Erinnerungen an unsere gemeinsamen 24 Ehejahre.«

Und das war erst die halbe Wahrheit! Trotzdem hielt Dr. Goodell an seiner Prognose fest und sagte, der Neuro-Ophthalmologe komme gleich. Dieser ließ uns mit denselben beruhigenden Worten allein, wie all die anderen Ärzte: Ich hätte eine schlimme Gehirnerschütterung erlitten, aber in einigen Wochen würde mein Gedächtnis zurückkehren. Die Kopfschmerzen könnten bis zu zwei Jahre andauern, so der Arzt, würden aber mit der Zeit nachlassen. Ich verstand den Unterschied zwischen 2 Wochen, 2 Jahren und 24 Jahren nicht, aber wenn ich Joan Glauben schenkte, kannten wir uns schon sehr lange.

Um Viertel nach drei kam Dr. B. K. Suedekum, der Neuro-Ophthalmologe, mit einer speziellen Ausrüstung und tropfte etwas in meine Augen. Nachdem er mich untersucht hatte, sagte er, ich hätte unter Umständen einen Riss in der Netzhaut. Aus diesem Grund solle ich mich von einem Spezialisten untersuchen lassen.

Wieder blickte ich ratlos zu Joan. Als ich merkte, dass sie zum ersten Mal weinte, schien das nichts Gutes zu bedeuten. So viel wusste ich vom Schmerzdiagramm.



Angesichts der ernsten Lage hielt es Joan für angebracht, der Familie und meiner Buchhalterin zu sagen, dass ich im Krankenhaus lag. Als sie sagte, Grant und Taylor würden mich besuchen kommen, hatte ich nicht die leiseste Ahnung, wer das war.

»Du hast doch nicht etwa deine Kinder vergessen, oder?«, fragte Joan.

Ich nickte widerwillig.

»Weißt du noch, wie sie aussehen?«

Ich schüttelte den Kopf, also griff Joan nach dem rechteckigen Metallgegenstand, in den sie gesprochen hatte, und zeigte auf ein Foto von Grant. Dann klappte sie einen flachen Geldbeutel auf, um mir ein Bild von Taylor zu zeigen.

Joan begann, mir von ihnen zu erzählen. Taylor sei 16 und Cheerleaderin. »Alle sagen, dass sie mir wie aus dem Gesicht geschnitten ist«, meinte Joan.

Grant sei 19, sagte sie und schwieg. »Er ist eher in sich gekehrt

und ist früher Motocross-Rennen gefahren. Er ist äußerst ehrgeizig und riesengroß, genau wie du.«

»Stehen wir uns nahe?«, fragte ich.

»Ja, wir stehen uns alle sehr nahe«, sagte sie. »Wir halten zusammen, egal, was kommt.«

Trotz meiner Bemühungen, es vor ihr zu verbergen, sickerte das wahre Ausmaß meines Gedächtnisverlusts langsam bis zu Joan durch. Daraufhin versuchte sie, mir die benötigten Informationen in einfachen Worten mitzuteilen. Sie erzählte mir, dass meine Kinder mich liebten, und dass ich immer ein guter Vater gewesen sei. Um meine Angst zu mindern, betonte sie, dass Kopfverletzungen einen vorübergehenden Gedächtnisverlust nach sich ziehen können. Aber ehrlich gesagt hatte ich solche Schmerzen, dass das meiste davon mehr oder weniger an mir vorbeiging. Ich konnte kaum verstehen, was sie sagte.



Gegen halb drei betrat ein wunderschönes, sportliches, blondes Mädchen den Raum und begann zu weinen, sobald sie mich dort liegen sah.

»Daddy!«, sagte sie, kam auf mich zu und umarmte mich. Ich umarmte sie ebenfalls und gab ihr einen Kuss. Obwohl ich keinerlei emotionale Nähe zu ihr verspürte, hatte ich das instinktive Bedürfnis, sie zu trösten und zu beschützen. Gleichzeitig wusste ich nicht, ob sie weinte, weil sie traurig oder verängstigt war – oder beides.

Ein riesiger, 1,90 Meter großer, breitschultriger junger Mann mit hellbraunem Haar betrat hinter ihr den Raum und wartete, bis er an der Reihe war, sich vorzubeugen, mich etwas distanzierter zu umarmen und mir auf den Rücken zu klopfen. Ich spürte von seiner Seite keine so große Zuneigung wie von dem Mädchen. Seinen Berührungen und seinem Verhalten entnahm ich jedoch, dass diese *Familie* mir mehr bedeutete als die Ärzte und Schwestern, weil die sich kürzer und oberflächlicher um mich kümmerten.

Taylor schien anfangs Angst zu haben, sich mir zu nähern, weil sie meine Schmerzen nicht verschlimmern wollte.

»Zeig mir deinen Hinterkopf!«, sagte Grant.

Ich drehte den Kopf, damit er die kahl rasierte Stelle mit den vier Klammern sehen konnte, was den jungen Mann irgendwie zu befriedigen schien.

»Möchtest du es auch sehen?«, fragte Grant seine Schwester begeistert. Sie verzog ablehnend das Gesicht, schaffte es aber nicht wegzusehen.

»Als ich damals getackert wurde, hat mich das Jucken wahn-sinnig gemacht«, sagte Grant, so als hätten wir jetzt etwas Wichtiges gemeinsam. Mir fiel auf, dass er in beiden Ohren münzgroße Piercings hatte.

Taylor war tatsächlich eine Art Miniaturausgabe von Joan. Sie schmiegte sich an mich und stellte mir jede Menge Fragen, um herauszufinden, wie viel ich vergessen hatte.

»Weißt du, dass wir zwei Hunde haben?«, fragte sie.

Diese Frage konnte ich beantworten. »Ja«, erwiderte ich. »Einen gelben und einen braunen.«

»Nein, der gelbe Labrador, Cody, ist gestorben«, verbesserte sie mich. »Wir haben einen schwarzen Hund, Aspen.«

Ich schüttelte verständnislos den Kopf. »Und der braune heißt Anthony«, sagte ich vorsichtig.

»Dad!«, rief Taylor und sah sich Hilfe suchend nach ihrer Mutter und ihrem Bruder um.

»Wieso, was ist?«, fragte ich verwirrt. Taylor sah verstört aus, aber Joan und Grant lachten.

»Anthony ist Taylors Freund«, erklärte mir Joan. »Der braune Hund heißt Mocha.«

Es war erstaunlich, wie manchmal ein paar winzige Erinnerungsfetzen zurückkehrten, auch wenn ich sie alle durcheinanderbrachte. Später erzählte mir Joan, dass ich Anthony oft damit aufzog, ein Latino zu sein, allerdings ohne es böse zu meinen. Wie ich später erfuhr, hatte Anthony am Vortag Taylors Auto zu Schrott gefahren, worüber ich verständlicherweise wütend gewesen war. Folglich hofften beide, dass ich das auch vergessen hatte.

Während wir uns unterhielten, zogen Taylor und Grant diese flachen Vorrichtungen hervor, in die auch Joan hineingesprochen hatte. Ich sah, wie die Kinder darauf starrten und mit ihren Daumen darauf herumdrückten. Ich wollte dazugehören und auch so etwas haben, obwohl ich gar nicht wusste, wie man damit umgeht.

»Besitze ich auch so etwas?«, fragte ich.

»Ja, hier ist es!«, sagte Joan und zog mein Gerät aus ihrer Handtasche, in der sie auch meine Uhr und meinen Ehering auf-

bewahrte. Der Monitor meines Apparats, der sich BlackBerry nannte, zeigte zwei Anrufe in Abwesenheit an.

»Kommen dir diese Namen bekannt vor?«, fragte Joan.

»Nein«, sagte ich, wünschte mir aber, es wäre anders.

Als ich die verschiedenen Tasten drückte, um auszuprobieren, wie das Ding funktionierte, setzte sich Taylor neben mich aufs Bett und klickte sich durch die verschiedenen Fotos von Menschen und Flugzeugen, die ich auf meinem Handy gespeichert hatte. Immer wieder fragte sie, ob ich sie wiedererkannte, aber kein einziges Bild löste irgendein Gefühl oder irgendeine Assoziation aus.

So wie Taylor mich anlächelte und ebenso liebevoll wie mitfühlend berührte, wusste ich, dass wir eine ganz besondere Beziehung haben mussten. Deshalb wünschte ich mir, mehr für sie empfinden zu können. Ich spürte, dass ich eine emotionale Nähe zu meiner Frau und meinen Kindern haben müsste, fand aber keinerlei Zugang zu den schönen Zeiten und liebevollen Momenten, die wir miteinander geteilt hatten. Mein Gedächtnis war nur noch ein großes schwarzes Loch. Alles, was mir geblieben war, war das Hier und Jetzt – ihre herzlichen Berührungen und ihre besorgten Gesichter.

Obwohl meine Familie bei mir war, fühlte ich mich nach wie vor sehr einsam, so als wäre ich in einem Menschen gefangen, den ich nicht kannte. Je mehr Fragen ich nicht beantworten konnte, desto panischer und gestresster reagierte ich. *Was, wenn mein Gedächtnis nicht zurückkehrt? Wird das immer so bleiben? Wie konnte mir das nur passieren?* Und als ob ich eine Wahl ge-

habt hätte, fragte ich mich, wie ich meiner Familie das bloß antun konnte. Da ich mich nicht mehr daran erinnern konnte, was für ein Vater ich gewesen war, wusste ich nicht, wie viel ich meinen Kindern bedeutete, wie sehr sie sich bisher auf meine Liebe und Unterstützung hatten verlassen können. Doch in meinem tiefsten Innern ahnte ich, dass ich nicht mehr derselbe war. Ich hatte Angst, nie mehr normal zu werden.

Taylor musste zum Cheerleadertraining, und Grant musste sie hinfahren. Deshalb versuchte ich, die beiden zu beruhigen, indem ich das nachplapperte, was die Ärzte mir gesagt hatten: Das werde schon wieder, sie sollten sich keine Sorgen machen. Bald würde ich nach Hause kommen. Inzwischen hatte ich begriffen, dass Zuhause der Ort war, den sie aufsuchten, wenn sie das Krankenhaus verließen.

So seltsam und unvorstellbar es auch war, die eigenen Kinder, ja die Liebe meines Lebens vergessen zu haben, ich versuchte trotzdem positiv zu denken und den Ärzten zu vertrauen. Ich klammerte mich an die Hoffnung, dass mein Gedächtnis bald zurückkehren würde. Aber da ich nicht mehr richtig sehen konnte, hatte ich Angst, meine Situation könnte sich weiter verschlechtern.



Dr. Derek Kunimoto, der Netzhautspezialist, schaute gegen 18 Uhr vorbei. Er war jung, drückte sich verständlich aus, war freundlich und selbstbewusst. Er machte einen äußerst fähigen

Eindruck, was auch mir Vertrauen einflößte. Nachdem er mir mit einer silbernen Röhre ins Auge geleuchtet und an einem kleinen Rädchen gedreht hatte, verkündete er die bis dahin erste gute Nachricht: Meine Netzhaut war noch intakt. Er wusste jedoch nicht, was für meine dunklen Flecken verantwortlich war, vermutlich eine Miniblutung im Sehnerv. Eine Blutung also, die so klein war, dass man sie nicht sehen konnte.

Nach meiner Entlassung solle ich für weitere Untersuchungen zu einem anderen Spezialisten gehen, so der Arzt. Der könne mir dann sagen, ob ich mein volles Sehvermögen zurückerlangen würde.

Joan wirkte erleichtert, als er weg war. »Gott sei Dank!«, sagte sie. Es tat gut, sie endlich glücklich zu sehen.

Ich fühlte mich wohl in ihrer Gegenwart. Irgendjemandem musste ich vertrauen, und sie war dazu bei Weitem am besten geeignet. Aber jetzt, wo die Kinder weg, also »Zuhause« waren, nahm ich an, dass sie ebenfalls »nach Hause« wollte. Also glaubte ich, sie nach Hause schicken zu müssen, obwohl ich gar nicht wollte, dass sie ging.

Ich muss einen dermaßen verlorenen Eindruck auf Joan gemacht haben, dass sie gleich merkte, dass ich ihr nur einen Gefallen tun wollte. »Nein«, sagte sie. »Solange du im Krankenhaus bist, werde ich dieses Zimmer nicht verlassen.«

Sie sagte dem Personal, dass sie über Nacht bleiben wolle. Also brachte man ihr einen Sessel, den man zu einem Bett ausklappen konnte.

Ich begriff noch immer nicht, was sie mir eigentlich bedeutete

und warum sie sich so um mich kümmerte. Aber wenn ich mich schon in ihrer Gegenwart einsam fühlte, wollte ich lieber nicht wissen, wie ich mich ohne sie fühlen würde.

In dieser Nacht fand ich nur wenig Schlaf, da die Schwestern alle zwei bis vier Stunden hereinkamen, um mir in die Augen zu leuchten und meine Pupillen zu kontrollieren, mich nach meinem Namen und nach meinem Geburtsdatum zu fragen und körperliche Untersuchungen durchzuführen. Jedes Mal, wenn mich eine von ihnen weckte, stand Joan ebenfalls auf und stellte ihnen noch mehr Fragen, schüttelte mein Kissen auf und holte mir Eiswürfel.

Ich musste mich immer noch übergeben, also bat Joan die Schwester, mir neue Medikamente dagegen zu geben. Sie trat sehr bestimmt auf, aber ohne sie zu verärgern, und die neuen Mittel konnten meinen Magen endlich besänftigen. Es war beruhigend, jemanden mit derartigen medizinischen Fachkenntnissen an meiner Seite zu haben.

Gegen Morgen bestellte Joan Frühstück – Rührei für sich und Haferbrei für mich – etwas, das mein Magen vertragen würde.

Noch vor dem Frühstück versuchten wir, die Fragen an Dr. Walker zu formulieren. Joan war zunehmend beunruhigt, weil die Schmerzen und mein Gedächtnisverlust einfach nicht besser wurden. Und das wiederum ängstigte mich.

Als Dr. Walker wissen wollte, wie es mir ging, sagte ich, meine Kopfschmerzen seien nach wie vor unerträglich. Er stellte mir die bekannten Fragen, und ich nannte ihm immer wieder Joans Geburtsdatum.

»Ich weiß, dass das falsch ist, aber ein anderes kenne ich nicht«, sagte ich.

Als er mich fragte, wer Präsident sei, glaubte ich, diesmal die Antwort zu wissen.

»Barack«, sagte ich.

»Das ist sein Vorname. Er heißt Barack Obama«, erwiderte der Arzt. »Sie machen schon Fortschritte.«

Er fragte mich nach dem Datum und nach dem Namen des Krankenhauses. Ich gab noch immer falsche Antworten, aber nachdem er weg war, sah ich, dass die Schwestern das aktuelle Datum auf die Tafel gegenüber von meinem Bett geschrieben hatten. Als mir Dr. Goodell später dieselben Fragen stellte, sah ich auf der Tafel nach und konnte die richtige Antwort geben. Ich glaube nicht, dass ich es wirklich schaffte, sie an der Nase herumzuführen, aber damals war ich fest davon überzeugt.

Nachdem Joan sich erneut besorgt über meine Gedächtnislücken geäußert hatte, versuchte Dr. Goodell, sie zu beruhigen, indem er sagte, meine Verwirrung würde in wenigen Tagen, maximal jedoch innerhalb einer Woche abklingen. Trotzdem war er einverstanden, eine Magnetresonanztomographie machen zu lassen. Vielleicht würde sie etwas zum Vorschein bringen, was auf der Computertomographie nicht zu erkennen war.

Joan blieb bei mir, während wir auf die Untersuchung warteten. Sie berichtete, was in letzter Zeit so vorgefallen war und erzählte mir mehr von unserer Familie. Ich hing nach wie vor am Morphiumtropf, bemühte mich aber, aufmerksam zuzuhören. Dabei dämmerte ich immer wieder weg, und sie wartete geduldig, bis ich wieder wach war.

Sie erzählte mir beispielsweise, dass wir uns an der Northern Illinois University kennengelernt hatten. Sie war Turnerin gewesen, und ich hatte professionell Football gespielt. Nichts davon sagte mir irgendetwas, also nickte ich bloß und versuchte, die Informationen aufzunehmen.

Die ganze Zeit über lief der Fernseher. Beim Zappen stieß sie auf einen Film über eine Kunstflugstaffel. Ich sah zu wie gebannt und war fasziniert, wie dicht nebeneinander die Flugzeuge eine V-Formation flogen und sich in der Luft drehten, ohne zusammenzustoßen.

»Pilot sein – das wäre ein cooler Job!«, schwärmte ich.

»Du bist Pilot«, meinte Joan.

»Ich? Daran kann ich mich nicht erinnern.« Als mir die Tragweite dessen, was ich da soeben gesagt hatte, klar wurde, stiegen mir Tränen in die Augen. Ich konnte mich nicht nur nicht an Kleinigkeiten erinnern – ich konnte mich nicht mal an einen anspruchsvollen Beruf erinnern, der Erfahrung und Spezialkenntnisse erforderte, geschweige denn an eine Leidenschaft, die ich wahrscheinlich mein Leben lang gehabt hatte.

»Nicht so ein Pilot«, sagte Joan rasch. Da sie mich nicht überfordern wollte, sagte sie nur, dass wir in den letzten Jahren zwei Fluggesellschaften gehabt hätten – eine, die Jets vermietete und die wir vor Kurzem verkauft hatten, und eine, die Flugzeuge für andere Unternehmen manage und wartete.

Inzwischen weinte Joan ebenfalls. Ich wusste zwar nicht genau, warum, aber vielleicht ging es uns ähnlich: Wie konnte ich nur so viel vergessen haben, bloß weil ich mir den Kopf gestoßen hatte? Erst einen Monat später sollte ich erfahren, dass ich nie mehr fliegen würde, wenn mein Sehvermögen nicht vollständig zurückkehrte. Genau daran dachte Joan in diesem Moment.

Joan stand an meinem Bett, küsste meine Stirn und liebkosete durch den Kittel meinen Brustkorb. Ich mochte Berührungen nicht besonders, ließ es aber über mich ergehen.

»Ich weiß, wie ich dich aufmuntern kann«, sagte sie und schlüpfte mit der Hand unter die Bettdecke. Überrascht schlug ich ihre Hand weg und fragte mich, was zum Teufel sie da tat. Mir war unwohl dabei, und ich hatte nicht das Gefühl, dass ihre Hand dorthin gehörte. Joan wirkte überrascht, so als sei das völlig untypisch für mich. Aber ich hatte zu große Schmerzen, um Rücksicht auf ihre Gefühle nehmen zu können. Ich war zu einer 46-jährigen Jungfrau geworden, die nicht einmal wusste, was Sex war.



Als Grant gegen Mittag auftauchte, ging Joan zum Duschen und Umziehen nach Hause. Sie sagte, sie sei so fein angezogen, weil

sie auf dem Weg zu einer Charity-Veranstaltung gewesen war – was auch immer das sein mochte –, als sie in die Notaufnahme gerufen wurde.

Grant beschrieb mir weitere Erinnerungen und versuchte etwas zu finden, das meinem Gedächtnis auf die Sprünge half. Er sagte, er habe mit zwölf angefangen, Motocross zu fahren, und ich sei zu all seinen Eishockeyspielen und Rennen gekommen. Er habe an einigen Rennen auf nationaler Ebene teilgenommen und es bis ins Profiteam Arizonas geschafft. Doch als er vor ungefähr einem Jahr 18 geworden war, habe er damit aufgehört.

»Kannst du dich an irgendetwas davon erinnern?«, fragte er erwartungsvoll.

»Nein, tut mir leid«, sagte ich.

Seinem enttäuschten Gesichtsausdruck entnahm ich, dass er etwas ganz anderes hören wollte, aber ich wollte ehrlich zu ihm sein. So langsam begriff ich, wie traurig mein Gedächtnisverlust meine Familie machte. Ganz so, als hätte ich ihnen etwas Kostbares gestohlen, weil ich die schönen Momente vergessen hatte. Egal, was die Ärzte sagten – keiner von uns wusste, ob wir sie jemals zurückbekommen würden.

Mein Sohn war so tapfer, mir weitere Fragen zu stellen. Er suchte immer noch krampfhaft nach etwas, egal, was, woran ich mich erinnern konnte, bis ich im Medikamentennebel eindöste.

Als ich wieder zu mir kam, hatte sich Grant schluchzend auf der zweiten Liege zusammengeringtelt. Ich konnte nicht verstehen, warum ein junger Mann so emotional reagierte. Ich fand

sein Verhalten übertrieben, schließlich würde ich an meiner Kopfverletzung nicht sterben.

»Warum weinst du?«, fragte ich.

Grant griff schniefend nach einem Taschentuch, um sich die Nase zu putzen. »Es macht mich bloß traurig, dass du dich an nichts von dem erinnern kannst, was wir gemeinsam unternommen haben.«

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte, und konnte nur die optimistische Prognose der Ärzte wiederholen: »Das wird schon wieder!«

Das schien ihn zu beruhigen. Ich hatte das Gefühl, alles in meiner Macht Stehende getan zu haben.

Und – typisch Mann – wir hörten auf, über unsere Gefühle zu sprechen und sahen stattdessen schweigend fern.



Bald darauf kam Joan zurück. Taylor schaute am Nachmittag nach der Schule vorbei.

Joan, die immer wieder zum Telefonieren aus dem Zimmer ging, sagte, dass sie nach wie vor nichts von Thomas gehört habe. Ich wusste nicht, dass sie von meinem Geschäftspartner sprach, aber so langsam begriff ich, dass Joan, Taylor und ich in wenigen Tagen mit Thomas' Privatflugzeug nach Las Vegas hätten fliegen sollen, um Taylors Cheerleaderteam bei einem Länderspiel zu erleben. Ich hatte schon Cheerleader im Fernsehen gesehen, doch Joan meinte, Taylors Mannschaft führe Bewegungen vor,

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Scott Bolzan, Joan Bolzan

Mein gelöschttes Leben

Wie ich mein Gedächtnis verlor und mich selber fand

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-17338-9

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Wie ein Gedächtnisverlust dazu beitrug, das eigene Leben neu zu entdecken

Noch einmal komplett neu beginnen und alles noch einmal kennenlernen, angefangen bei der eigenen Familie. Das ist schwer vorstellbar, und doch ist genau das die Situation, in der Scott Bolzan sich nach seinem Unfall, bei dem er sich den Hinterkopf verletzte, wiederfindet. Die Diagnose: eine seltene Form retrograder Amnesie. Er entdeckt sich und die Welt um ihn herum neu: Brauchen wir wirklich all die Dinge, mit denen wir uns umgeben? Eine gefühlvolle Geschichte über eine Familie, die neu zusammenwächst, und ein inspirierender Blick auf unsere Konsum- und Medienwelt.